

Zeitschrift:	Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber:	Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band:	18 (1942-1943)
Heft:	17
Artikel:	Soldat sein - Soldat werden
Autor:	Brühlmeier, Beat
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-709320

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aus? — Gut. — Irgendwo auf dieser Linie muß sich Lt. Kalmari mit seiner Patrouille befinden. — Bringen Sie ihm diese Meldung.» — Während der General dem Soldaten ein Meldekuvert aushändigte, schaute Kossala auf die Karten, auf seinen Vorgesetzten, dann wieder auf die Karten, sann ein wenig nach, straffte sich plötzlich und wurde auf einmal ganz Wille und Waffe, wiederholte knapp und präzis seinen Befehl. General Vallentius streckte ihm seine Rechte entgegen und einen Augenblick standen sich die beiden gegenüber, Auge in Auge, der General und der Soldat, der eine fragend, der andere bereit.

Nun steht Kossala vor der Hütte, birgt seine Meldung in einem Leinenbeutel über dem Herzen neben dem Bild seiner Mutter, streift die Handschuhe über und schlüpft bedächtig in die Bindungen seiner Skier. Dann fegt er über die Piste fort, am Waldrande, bei der Eberesche, blickt er nochmals zurück, dann verschwindet er hinter einem Vorhang herunterrieselnden Schnees.

Bereits 6 Tage war Kossala unterwegs, hatte sich zwischen feindlichen Patrouillen durchgeschlagen, neben Kolonnen durchgeschlichen, mit Wölfen herumgeschossen. Aber Kalmari fand er nicht. Unentwegt indessen federte er im gleichen Dreitakt durch die Schneisen und Windbrüche. Da, plötzlich, — was war das da vorn? Lag da nicht ein Russe im Schnee? Schnell warf er sich hin, entsicherte seine Pistole und spähte wieder hinüber. Aber nichts rührte sich. Hatten ihm etwa seine überreizten Nerven wieder einen Streich gespielt? Mit einem Sprung verschwand er in ein nahes Gebüscht. Von da schlug er lautlos einen Halbkreis und näherte sich von der andern Seite. Gewiß, dort lag jemand. Mit einem Anlauf schoß Kossala auf die offene Fläche hinaus, unmittelbar auf den scheinbar Toten zu. Und wie er vor seinem Ziel stand, traf ihn fast der Schlag. — Da lag ja ein Finne, und daneben noch einer und noch einer, im Helm, zugedeckt vom Schnee die einen, die andern mit wachsbleichen bärigen Gesichtern in die Wipfel stierend — Kalmari mit seinen acht Mann! Schluchzend brach Kossala vor seinen to-



Finnische Kurzwellen-Fk.-Station.

ten Kameraden nieder. Aber nicht lange, da packte es ihn wie mit eiserner Faust, er spürte die Augen des Generals auf sich, er erhob sich, riß die Meldung auf und las den toten Kameraden den Befehl ihres Kommandanten laut und deutlich vor. Darauf grub er den Schlitten aus einem Schneewall hervor, nahm vor seinen toten Kameraden Stellung an, grüßte, während ihm die Tränen über seine Wangen, eingefallenen Wangen herunterkollerten. Dann verschwand er und nach wenigen Minuten hatte sich wiederum der kalte, endlose, schweigsame Wald hinter dem Soldaten Kossala geschlossen.

Der November ging zu Ende. Immer noch heulte der Sturm durch die Birkenwälder Kareliens, fegte über die gefrorenen Seen und trieb ganze Schwaden von Eisnadeln vor sich her. Das Thermometer fiel und fiel mit einer unerbittlichen Gleichmäßigkeit. Vier Tage vor Weihnachten stand es auf 32 Grad Kälte.

Vier Tage vor dem Weihnachtsfeste gruben Männer eines finnischen Vorpostens einen erfarrten bewegungslosen Kameraden aus der Schneewüste aus. Auf einem

Schlitten brachten sie ihn in einen Unterstand, legten ihn behutsam auf eine Bahre und untersuchten ihn. Eine Schußwunde, von Splittern zerfetzte Gewebe, erfrorrene Glieder ließen nur ahnen, was der Mann durchgemacht haben mußte. Aber noch schlug sein Puls leise, noch ging der Atem hauchfein. Irgendwo mußte noch Leben sein. Ganz allmählich löste sich in der Wärme eines brummenden Oefchens die Starrheit der Glieder und wie von einer geheimen Kraft gehoben richtete sich der Oberkörper des Mannes auf, öffneten sich die Augen des Schwerverletzten und starnten in die springenden Funken des Feuers. Seine Lippen begannen sich zu bewegen und ganz unvermittelt brach der ganze soldatische Wille durch die zerbrochene Hülle des Sterbenden hervor: «Herr General, Soldat Kossala, Kalmari war tot und alle seine Leute, Befehl selbst ausgeführt.» Dann entspannten sich seine finstern Züge, die Augen schlossen sich müde und mit einem kleinen Seufzer fiel der Leichnam auf die Plane zurück. Ein braves, tapferes Finnenherz hatte seine Pflicht gefan.

— II —

Soldat sein — Soldat werden

I.

«Morgen muß ich einrücken.»

Manchmal mit einem wehmütigen Unterton, manchmal als bloße Feststellung, daß man für einige Wochen den bürgerlichen Hausgöttern entschwunden sein wird, in allen Landessprachen kann dieser Satz heute bei uns gehört werden. Dabei denkt man gewöhnlich nur daran, daß man an Stelle der Krawatte einen unbiegsamen Kragen haben wird, daß an Stelle der allerdings seltenen Kaninchenbraten häufig der «Spatz» oder Mais auf dem Menü stehen wird, daß vielleicht im Büro, in der Fabrik, auf dem Hof rechtzeitig ein

Ersatz angefordert werden muß und was solcher Dinge mehr sind.

Dafür mit dem Einrückungstag wieder das Leben des Soldaten beginnt, mit seiner Mischung von Freud und Leid, mit seinen eigenartigen Tätigkeiten, mit seiner straffen Unterordnung, kurz: wer denkt daran, daß man sich von der Stunde an, wo man das elterliche Haus in voller Ausrüstung verläßt, sich total innerlich umstellen muß?

Gewiß, der Unterschied zwischen bürgerlichem und dienstlichem Leben ist durch die lange Aktivdienstzeit in mancher Hinsicht verwischt worden. Das im Dienst oft unvermeidliche Herumstehen, das am Jästisch angewöhnt

te Trinken und Rauchen, das alles hat man vielleicht nach der Entlassung zum Schrecken seiner Umgebung glücklich ins Zivilleben hinübergereitet. Auf das braucht man sich nicht mehr umzustellen. Aber der lange Dienst hat auch in positiver Hinsicht den Charakter umgebildet: Wir dienstuenden Schweizer sind alle mehr oder weniger «Soldaten im Bürgerkleid» geworden. Mancher hat sich einen regelmäßigen Tagesplan erst durch die langen Dienstwochen angeeignet. Mancher arbeitet zuverlässiger, genauer, ehrlicher in seinen täglichen Obliegenheiten. Man kann deshalb sagen, daß der Schrift «vom Zivilisten zum Soldaten» beim Einrücken

in einen ordentlichen Ablösungsdienst nicht mehr ein so einschneidendes Ereignis bildet wie weiland beim Einrücken in die Rekrutenschule.

Aber gleichwohl ist das Umstellen auch in diesem Fall noch nötig, besonders deshalb, weil diese Ablösungsdienste verhältnismäfig kurz sind. Man bekommt ja meistens schon beim ersten Besammeln zu spüren, daß das zweibis dreitägige Herumbummeln wie früher in den ersten Tagen nicht mehr im Programm vorgesehen ist: An den Appell reiht sich die Manöverbesprechung. Das verlangt vom einzelnen Soldaten, daß er sich bereits am Körpersammelplatz mit der nötigen inneren Vorbereitung einfindet, um sich alsbald an die zu lösenden Aufgaben heranmachen zu können. Es gibt keine Zeit mehr, sich gegenseitig die Erinnerungen aus der untergetauchten bürgerlichen Welt auszutauschen und sich sozusagen tropfenweise ins militärische Leben einführen zu lassen. Der Strich unter das Zivilleben muß bereits scharf gezogen sein. Sonst werden die nachfolgenden Manöver zu Kadettenspieltagen und nicht zu Tagen ernster Kriegsvorbereitung.

II.

Die Heeresberichte melden...

Eine Tatsache muß sich ein Soldat immer vor Augen halten: Jede Stunde Militärdienst soll eine Stunde **Kriegsvorbereitung** sein. Wer mit dieser Auffassung einen jeden Dienstag verbringt, für den schrumpfen die täglichen Lasten und Unannehmlichkeiten nicht nur zu Kleinigkeiten zusammen, sondern das ganze dienstliche Leben erhält einen tiefen Sinn. Wie mancher beklagt sich, man stehe im Dienst so lange müfig herum, während man zu Hause Berge von Arbeit zu bewältigen hätte. Könnte dies nicht mit noch mehr Recht jeder Frontsoldat von sich behaupten? Alle die vielgehörten Sprüche im Militärdienst verblassen bei einer solchen Gegenüberstellung. Ferner: Das Schweizervolk baut wahrhaftig nicht Tag um Tag mit Millionensteinen sein Schuldenhaus auf, nur um — ach! wieder ein solcher Spruch! — einigen im Zivil arbeitslosen Offizieren Unterschlupf für den Winter zu gewähren. Wir Schweizer sind in der Welt als ein nüchtern und praktisch denkendes Volk bekannt. Unsere höchsten militärischen und zivilen Vorgesetzten werden sich deshalb wohl jederzeit bewußt sein, daß sie **diesem** Volk einmal für jede ergriffene bzw. nicht ergriffene Maßnahme und für jeden ausgelegten Franken Rechenschaft abzulegen haben.

Wenige Menschen besitzen die Fähigkeit, aus dem Vergleichen mit der

übrigen Welt die richtigen Folgerungen zu ziehen. Geht es dem Menschen schlecht, so denkt er an jene, denen es gut geht; lebt er ohne jede materielle Sorge, so denkt er an jene, denen es noch besser geht. Der Schweizer macht davon keine Ausnahme. Alle Meckereien und Miesmachereien müßten sonst aus unserer Tagesdiskussion verschwinden, wenn sich jeder mit den von der Kriegsfurie gepeinigten Mitmenschen vergleichen würde. Zwar verfolgt der durchschnittliche Schweizer mit viel Neugierde die Ereignisse auf den verschiedenen Fronten. Ja, es ist Neugierde, die hier am Werke ist. Es muß schon irgendeine Sensation, die Zertrümmerung einer ganzen Stadt oder die Vernichtung einer ganzen Division gemeldet werden, um die Bierfischdiskussion erneut anzufachen. Wenn irgendwo wieder einmal eine Industrieanlage in Brand gesteckt wurde und auf diese Weise in radikalster Form Arbeitslosigkeit, Hunger und Tod über Hunderte von Arbeiterfamilien verhängt wird, so drehen wir gähnend den Apparat ab und zünden unsern Stumpen an. Wer denkt daran, daß uns über Nacht dasselbe Schicksal ereilen könnte?

Und dann rückt der Schweizer ein bis zweimal im Jahr in den Dienst ein, wettert und schimpft, weil er vielleicht seinen abendlichen Stammtisch in einem andern Landesteil verlegen muß. Denkt er je einmal daran, sein Leben mit dem Leben eines Frontsoldaten zu vergleichen? Besitzt er soviel Phantasie, um sich einen Kampf in der Wüstenonne Afrikas oder in den Steppen Rußlands vorzustellen? Hat jener Soldat, der mit vor Langeweile verzerrtem Gesicht vor dem Schildwachhäuschen steht, einmal den Geistesblitz, wie gerne ein Soldat von den Besatzungstruppen in einem besetzten Gebiet seinen Posten mit ihm vertauschen würde, weil er vielleicht von seinem Kameraden gemuechelt aufgefunden werden könnte?

Wir Schweizer hatten bis anhin in diesem Krieg das unverdiente Glück, aus den mit Blut bezahlten Erfahrungen der Völker Europas lernen zu können. Niemand wird leugnen, daß unsere Kriegsbereitschaft auf Grund dieser entliehenen Erfahrungen gewaltige Fortschritte gemacht hat. Man darf aber nicht vergessen, daß auch in diesem Krieg die Moral des einzelnen Soldaten den Ausschlag gibt. Und diese ist nicht so sehr Sache der Instruktion als die persönliche Angelegenheit des einzelnen Soldaten. An ihn stellt sich deshalb vor allem die vaterländische Pflicht, die geistige Kriegsbereitschaft sich in persönlicher Schulung und Erziehung anzueignen. Dabei liefern die täglichen Frontberichte und vor allem

Einzeldarstellungen ein gewaltiges, lehrreiches Material. Nicht kritiklose Bewunderung der soldatischen Leistungen an den verschiedenen Fronten soll dabei die anzustrebende Wirkung sein, sondern der Ansporn zum Vergleichen und zum Nacheifern. Vor allem muß immer mehr die Ueberzeugung Allgemeingut werden, daß die getreue Erfüllung der kleinen Tagespflichten auch uns Schweizersoldaten zu solchen Rekorden an Willensleistungen fähig macht. Denn nur wer vorerst ein ganzer «Friedenssoldat» geworden ist, hat die nötige Unterlage, ein Frontsoldat zu werden.

III.

«Das ist doch weniger wichtig...!»

Eine in diesem Aktivdienst vielgehörte Redewendung und von vielen gedankenlos nachgeplappert. Am richtigen Ort und zur richtigen Zeit angebracht, drückt sie im Grunde eine gute soldatische Haltung aus. Oft kann man beobachten, daß kleinere und größere Unannehmlichkeiten weiter auf das Gemüt keinen Einfluß haben sollen, denn «das ist doch weniger wichtig». Eine falsche Grundhaltung wird jedoch dort ausgedrückt, wo Befehle oder Teile davon nach dem Gesichtspunkt von «mehr oder weniger wichtig» klassiert werden.

Eine gewisse Gleichgültigkeit oder Gleichmut gehört in den Charakter eines Soldaten. Das kann nach dem eben Gesagten nicht mehr mißverstanden werden. Der bis ins Mark soldatische Mensch beurteilt die äußern Güter dieses Lebens, vor allem das Leben selbst, anders als der bürgerlich denkende Mensch. Der Bürger will Reichtum, Glück, Liebe — der Soldat will einzig und allein die Pflicht. Der Bürger will herrschen im Vaterland, der Soldat will dienen. Was dem Bürger manchmal zu gering und nichtig ist, das erscheint dem Soldaten als ein Gut höherer Ordnung, und umgekehrt.

Für den echten Soldaten ist das Leben «weniger wichtig». Er hat zu oft dem Tode in die Augen geschaut, um in ihm einen Feind zu sehen. Daraus erklärt sich, daß die Künstler so oft in Bildnissen neben den Soldaten den Sensenmann stellen. Der Soldat weiß auch, daß die Sense stets gegen ihn «ausgezogen» ist und daß der nächste Zug vielleicht ihn treffen kann. Das macht ihn aber nicht nervös, er sieht dies alles gefaßt und gleichmütig an. Ein Frontsoldat hat diese Seelenstimmung in die treffenden Worte gefaßt: «Der Frontsoldat weiß, was es mit dem Leben und Tod auf sich hat, denn er hat ein neues Leben gewonnen, in das

er in einer schlimmen Nacht hineingeboren wurde, und er weiß, daß der Tod Bestimmung ist und kommt, wenn es sein soll.»

Ohne diese Todesbereitschaft gibt es letzten Endes keinen ganzen Soldaten. Sie stellt den Kern des soldatischen Charakters dar. Dieses Umdenken, Um-fühlen, Umwollen von der bürgerlichen Einschätzung des Lebens zur soldatischen ist allerdings sehr schwer. Es läßt sich hier nichts eindrillen. Es ist eine höchst persönliche Angelegenheit des

einzelnen Soldaten. Aber diese innere Wandlung muß grundsätzlich schon vor dem ersten Schlachttag vollzogen sein. Voraussetzung ist dabei eine entsprechende Weltanschauung. Ein Materialist hängt zu sehr an den vergänglichen Gütern, um sich von diesen — auch nur gesinnungsmäßig — zu lösen. Eine solche «Umwertung aller Werte» würde ihn selbst aufheben.

Das Leben eines Soldaten gehört schlechthin nicht mehr ihm selbst, sondern dem Vaterland. Ihm will er ja

dienen, ihm will er sich opfern. Sein Leben ist mit dem seines Vaterlandes auf Gedeih und Verderb verbunden, er geht sozusagen in diesem auf, er ist ganz erfüllt davon. Gleichwohl spricht er niemals oder nur höchst selten vom Vaterland. Denn von dem, was eigentlich sein Leben ausmacht, das behält man für sich: man gibt sein Wesen nicht preis. Schilderungen von den Fronten bestätigen, daß dort das Wort «Vaterland» oder «Tod» nie gefallen ist.

Kpl. Beat Brühlmeier.

Gefecht im Schnee

Vor dem gegenüberliegenden Waldrand, wo die zweite Gruppe unseres Zuges die Stellung für ihren Werfer baut, wächst innerhalb kurzer Zeit eine kunstvolle Eskimohütte aus festgetretinem Schnee empor. Noch aus fünf Metern Entfernung würde man glauben, vor einem Haufen von zugeschneitem Reisig zu stehen, so wenig hebt sich der Bau vom Hintergrund der Senke, in der er steht, ab. Auch von oben wird das Ding sicher nicht als Minenwerfer-Stellung erkannt werden können, denn es trägt ein kompaktes, starkes Dach aus dicken Ästen und vielen Lagen Schnee, welches mit einer Ausschußöffnung versehen ist. Den Festlegepunkt markiert ein Chalon und in der Verlängerung von Richtgerät zu diesem rot-weißen Stabe ist in der Hüttenwand eine Öffnung freigelassen, die den Blick auf den Festlegepunkt jederzeit gut ermöglicht. Das einzige, was gegen diese Stellung vielleicht einzuwenden wäre, ist folgendes: Rund um die Baustelle ist natürlich der Schnee weggeschäfert und zerstampft worden und trotzdem man das durch verschiedene Maßnahmen auszugleichen versucht hat, wird ein Flieger sofort merken, daß hier etwas nicht stimmt. Ferner führen vom Wald bis zur Stellung Schleifspuren, welche von herbeigeschleppten Ästen herrühren. Ein Aufklärer sieht das aus großer Höhe ganz deutlich und wird die Sache sicher näher untersuchen, unter Umständen sogar mit einer gut gezielten Bombe oder mit einem Feuerstoß aus seiner Bordwaffe.

Wir, die andere Mw.-Gruppe, haben diesen Nachteil schon von Anfang an zu vermeiden gesucht und ich glaube, es ist uns gelungen. Unsere Stellung steht hart am Waldrand. Sie war eigentlich schon da, als wir ankamen, denn sie besteht ganz einfach aus einem der Reisighaufen, wie man sie oft unter den äußersten Bäumen am Rande eines Waldes findet: Von den fallenden Tropfen der Äste, welche in großer Höhe heraushängen, ist der Schnee

darauf schon halb geschmolzen und der Haufen schaut aus wie ein gesprenkeltes Urweltgetier. Wir waren darauf bedacht, ihm sein natürliches Aussehen nicht zu nehmen, als wir uns mit Beil und Messer von hinten in sein

Inneres hineinarbeiteten. In kürzester Zeit hatten wir einen fast zimmergroßen, gedeckten Raum herausgehauen. Es blieb uns nichts mehr dazu zu tun, als eine Ausschußöffnung zu schaffen und einen geeigneten Festlegepunkt



Die verräterischen Ski- und Schleifspuren zur Minenwerferstellung. (Siehe Pfeil.)